

Dieter Kerber

Herrschaftsmittelpunkte im Erzstift Trier

Hof und Residenz im späten Mittelalter (Residenzenforschung, Band 4), Sigmaringen 1995. ISBN 3-7995-4504-2

Die Reiseherrschaft des Mittelalters war geprägt durch die Bewegung zwischen verschiedenen Punkten wie etwa Burgen, um durch persönliche Präsenz die Autorität zu wahren. Demgegenüber konzentrierten sich in der Frühneuzeit Fürst und Beraterstab zunehmend an einem Punkt, der Residenz als Sitz des landesherrlichen Hofes.

Mit dem Übergang von der einen zur anderen Form beschäftigt sich Dieter Kerber in seiner Trierer Dissertation. Der Verfasser, der Archivrat am Landeshauptarchiv Koblenz und Mitglied des wissenschaftlichen Beirates der DBV ist, wählte für seine Studie das Erzbistum Trier, jenes mit der Kurwürde ausgestattete, mittelgroße „Moselterritorium“ von rund 180 km Länge an Mosel und Lahn. Die Aufmerksamkeit gilt dem fast 50 Jahre andauernden Pontifikat Johanns II. von Baden (Erzbischof von 1456 bis 1503), das durch die Quellendichte und -fülle besonders geeignet erscheinen mußte. Auch sein Neffe und Nachfolger Jakob von Baden (Erzbischof von 1503 bis 1511) fand Berücksichtigung. Als Leitmotiv der Arbeit diente nicht die Frage nach dem „Wie“ der Herrschaft, sondern die nach dem „Wo“. An welchen trierischen Stützpunkten verdichtete sie sich mehr und mehr auf Kosten anderer, nun seltener aufgesuchter Städte oder Burgen?

Zur Beantwortung dieser Frage erarbeitete der Verfasser durch beeindruckend aufwendiges Quellenstudium Itinerare Johanns und Jakobs als Zusammenstellungen erzbischöflicher Aufenthaltsorte. Diese über 3.200 Belegstellen lassen klar Präferenzen für die Räume Trier und Koblenz erkennen. Dort hielt sich der Erzbischof vorwiegend auf. Um für diese Punkte aber nicht den der Neuzeit zugehörigen Begriff „Residenz“ benutzen zu müssen, verwendet Dieter Kerber den Terminus „Herrschaftsmittelpunkt“. Dieser trägt den Gegebenheiten der noch immer mobilen spätmittelalterlichen Herrschaftsausübung Rechnung.

Die Ausrichtung auf Trier und Koblenz folgte der kurtrierischen Verwaltungseinteilung in Ober- und Niedererzstift. Trier war seit der Antike ein Schwerpunkt von Herrschaft, dort lag mit dem Dom das geistliche Zentrum des Moselterritoriums, und mit rund 10.000 Einwohnern hatte Trier im 15. Jahrhundert großstädtischen Charakter. Der Landesherrschaft hinderlich war freilich die renitente Haltung der Bürgerschaft, die selbstbewußt eine reichsunmittelbare Stellung Triers propagierte, welche jedoch faktisch nicht gegeben war. Im eher kleinen Koblenz – 3.000 Einwohner – störten Johann II. solche Probleme nicht, andererseits mußte er die herrschaftliche Infrastruktur am Zusammenfluß von Rhein und Mosel erst vollständig ausbilden. Der Ausbau beider Herrschaftsmittelpunkte in baulicher und administrativer Hinsicht geschah nun in einer erzbischöflichen Burg vor der Stadt: Bei Trier war das Pfälzel, bei Koblenz Ehrenbreitstein. Diese Stützpunkte lagen unweit der für die Hofversorgung unentbehrlichen städtischen Wirtschaftszentren, boten aber im Gegensatz zum aufsässi-

gen Trier und kleinen, engen Koblenz Raum und Atmosphäre für den höfischen Apparat des Fürsten. Leider sind kaum Quellen über die Architektur der entsprechenden Gebäude erhalten, so daß wir nicht einmal das Aussehen des Ehrenbreitstein um 1500 kennen. Repräsentative Räume sind mit Sicherheit vorhanden gewesen.

Innerhalb der „Achse Trier – Koblenz“ arbeitet Dieter Kerber nun eindeutig heraus, wie sich die Waage immer mehr auf die Koblenzer Seite und insbesondere die Burg Ehrenbreitstein neigte. Einen Hauptgrund ermittelt der Verfasser in den Auswirkungen der verkehrsgeographisch günstigeren Lage. Hier an der Hauptverkehrsader Rhein hatte der Erzbischof seine wichtigsten Einkünfte (Zölle!), hier traf er sich mit den geistlichen Kurfürsten aus Köln und Mainz, aus dieser Gegend stammte das Gros seiner einheimischen Räte, wie überhaupt die Landstände, mit denen Johann II. vor allem im Bereich der Finanzpolitik eng kooperierte, überwiegend im Niedererzstift lebten. Dieter Kerber weist nach, wie sich vor allem die weltliche Verwaltung – die geistliche bedurfte offenbar keiner Innovation und blieb auf Trier ausgerichtet – nach Ehrenbreitstein orientierte, die erzbischöflichen Amtsträger Wohnort und Besitzungen immer häufiger in Koblenz hatten. Doch noch waren die meisten Verwaltungsstellen nicht fest an einem Ort, noch herrschten die Bedingungen der Reiseherrschaft, jetzt aber deutlich konzentriert auf die Pole Trier und Koblenz, zwischen denen der Hof pendelte. Die Itinerare weisen hierbei eine Präferenz von rund zwei Drittel für den Koblenzer Raum aus. Mitunter war Johann II. jahrelang nicht in Trier, sein Nachfolger offenbar nie. Doch erst Ende des 18. Jahrhunderts sollte der Sitz des Erzbischofs offiziell nach Koblenz verlegt werden.

Die fundierte, quellenreiche Dissertation Dieter Kerbers, die in der Reihe „Residenzenforschung“ der Göttinger Akademie der Wissenschaft publiziert ist, verdient als Untersuchung zur „Frühgeschichte“ der Residenzbildung große Aufmerksamkeit. Das Werk ist plausibel gegliedert, gut lesbar – sollten aber nicht Übersetzungen längerer lateinischer Zitate die Regel sein? – und mit einigen Abbildungen, Karten, Graphiken, mit biographischen Angaben zu 134 kurtrierischen Räten und einer Zusammenstellung der Landtage ausgestattet.

Der Rezensent vermißt einige Kleinigkeiten. So hätte er gerne mehr über die lokalen Hintergründe der Vernachlässigung ehemals wichtiger landesherrlicher Stützpunkte wie Wittlich oder Cochem erfahren und über die Rolle der 1473 gegründeten Universität Trier, der – obwohl städtisch initiiert – als Ausbildungsstätte kurtrierischer Räte eine wichtige Herrschaftsfunktion zukommen konnte. Die Bedeutung des Kärlicher Jagdschloßneubaus als Ziel von „Vergnügungsreisen“ (S. 187) ist wohl doch unterschätzt. Im übrigen zeigt die Ermittlung von nur zwei bis drei dortigen Aufenthaltsorten Johanns die Grenzen eines Itinerars auf, bietet es doch nur ein mehr oder weniger starkes Faktengerüst. Über die Hintergründe von Aufhalten – wie weit hing ihre Dauer überhaupt vom Erzbischof ab oder mehr von anderen Fürsten, Gesandten, von Krankheiten, Unbilden des Wetters oder der Jahreszeit? – läßt sich vielfach nur spekulieren. Hier gibt die Quellenüberlieferung indes schlicht nicht mehr her.

Insgesamt betrachtet hat der Verfasser aus einem für die Mediävistik fast ungewöhnlich dichten Quellenfundus und aus mehr als einem Dutzend Archiven im Hinblick auf seine

Fragestellung gewichtige neue Kenntnisse gewinnen können. Es steht zu hoffen, daß Arbeiten über andere Territorien sich an derjenigen Dieter Kerbers orientieren und unser Wissen über spätmittelalterliche Herrschaftsausübung weiter verstärken.

Malte Bischoff

Joachim Zeune

Burgen – Symbole der Macht. Ein neues Bild der mittelalterlichen Burg

Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 1996, 247 Seiten, 142 teils farbige Abbildungen, Format 17,5 x 24,5 cm, gebunden, ISBN 3-7917-1501-1.

Nicht ein neues Grundlagenbuch wollte Joachim Zeune schreiben, sondern die Gattung „Burg“ unter einem neuen Blickwinkel vorstellen. Entstanden ist ein in lebhafter, engagierter Sprache verfaßtes „Lesebuch“, das an keiner Stelle in eine trockene oder gar unverständliche Gelehrten-sprache verfällt – für engagierte Burgenliebhaber sicher hochinteressant, aber selbst für Fachkollegen im einzelnen ein Gewinn.

Dies gilt zuerst für den Gelehrtenstreit zwischen Bodo Ehardt und Otto Piper, mit dem Zeune seine Übersicht über die frühen Burgenforscher beendet. Da er Einblick in bisher unveröffentlichte Schriften Pipers nehmen konnte, ist er in der Lage zu schildern, wie erbittert die Auseinandersetzungen zwischen den beiden großen Burgenforschern zu Beginn unseres Jahrhunderts geführt wurde. Gleichzeitig erläutert der Verfasser, wie jenes spezielle Bild der Burg entstehen konnte, das, die Objekte erklärend und überhöhend, auch heute noch die Vorstellung vieler Laien prägt. Eben jenen interessierten Laien hat Zeune vor Augen. Ihm erklärt er wichtige Bereiche der Burgenkunde. Das geht von den möglichen Funktionen der Burg, über die Burg im Kriegsfall, den Bau einer Burg, das Leben auf einer Burg bis zu dem schwierigen Umgang mit Burgen oder Burgruinen. Stets an anschaulich-konkreten Beispielen, von denen er nicht wenige selbst erforscht hat, erläutert der Autor die jeweilige Thematik, die traditionelle Lehrmeinung und die Ergebnisse neuerer Untersuchungen. Der Leser wird so nicht nur mit dem zeitgenössischen Wissensstand aller Disziplinen bekannt gemacht, mit denen Burgenforschung betrieben werden kann, er lernt auch die Methoden und Möglichkeiten kennen und wird zugleich mit einer großen Anzahl von Burgen in ganz Europa bekannt gemacht.

Die Einzelabschnitte – etwa zu Steinmetzzeichen, Schießscharten, Wasserversorgung und Belichtung einer Burg – enthalten viele Informationen, fassen die Thematik übersichtlich zusammen, gehen aber nie über bestehende Probleme hinweg und zeigen immer auch auf, was die Forschung noch nicht herausfinden konnte. Zusammen mit dem umfangreichen, aber gut ausgewählten Literaturverzeichnis ist hier ein flüssig geschriebenes, gut verständliches Buch vorgelegt worden.

Es soll hier nicht auf alle angesprochenen Punkte eingegangen werden, für die es im einzelnen sicher auch andere Sehweisen gibt, wie etwa zu den Burgenausbauten von

Gottfried Böhm (Bensberg). Vielleicht manchmal etwas zu kämpferisch im Ton und immer deutlich subjektiv in der Aussage, merkt man Zeunes Buch an, daß der Verfasser in der praktischen Bauforschung steht. Der engagierte Ton macht aber gerade den besonderen Wert des Buches aus, das für alle Leser einen packenden Einblick in die Burgenforschung und Burgenrestaurierung der Gegenwart bietet.

Barbara Schock-Werner

Michael W. Weithmann

Inventar der Burgen Oberbayerns

3. überarbeitete Auflage, München 1995, 634 Seiten, Format 15 x 21 cm, Paperback.

Ein Inventar der Burgen Oberbayerns war ein seit langem ersehntes Desiderat. Umso löblicher ist es, daß sich Michael W. Weithmann der umfangreichen und beileibe nicht einfachen Aufgabe angenommen hat, die Burgen und Burgställe in Oberbayern (in den historischen Grenzen vor der Gemeindegebietsreform von 1972) zusammenzustellen. Daß es sich dabei nur um einen ersten Einstieg handeln kann, ist verständlich. „Kinderkrankheiten“ wie das Fehlen einer Übersichtskarte oder einer nach modernen, heute üblichen Ortsnamen gegliederten Zusammenstellung wurden in der nun vorliegenden dritten Auflage ausgemerzt. Dennoch bleibt für weitere Auflagen einiges zu tun.

Bei der ungeheuren Fülle der genannten Daten (auf über 600 Seiten) sind Ungenauigkeiten und Fehler kaum zu vermeiden. Ich möchte an dieser Stelle nicht die burgenkundlich-architektonische Kritik aufnehmen, sondern Probleme aus der Sicht des Historikers aufzeigen. Als größte Schwierigkeit sehe ich, daß die Daten und Fakten aus der Sekundärliteratur (nicht aus Quellen) übernommen wurden, die zum Teil veraltet und längst überholt ist. Unkritisch behandelt stehen alle Daten nebeneinander. Da jedoch für die einzelnen Daten keine Fundstellen genannt wurden (lediglich am Ende jedes Objekts eine Liste der benützten Literatur), ist es schwer und sehr mühsam, herauszufinden, ob ein Datum richtig oder falsch ist, und so besteht die Gefahr, daß alles – gerade von Laien – für „bare Münze“ genommen wird.

Lassen Sie mich dies am Beispiel von Fürstenfeldbruck verdeutlichen: Auf dem Gebiet der heutigen Stadt Fürstenfeldbruck, westlich von München, sind drei alte Burgställe nachweisbar: Gegenpoint, Engelsberg und Puch. Der Burgstall der ehemals selbständigen Gemeinde Puch wurde im Text überhaupt nicht erwähnt, obwohl etwa 800 m südsüdwestlich der Kirche noch Reste von Wall und Graben zu erkennen sind. Auf der Karte ist an der entsprechenden Stelle ein Burgstall eingezeichnet; dieser wurde jedoch mit Roggenstein bezeichnet. Roggenstein liegt aber auf der gegenüberliegenden Amperseite, auf dem Gebiet der benachbarten Gemeinde Emmering. An dieser Stelle ist auf der Karte kein Burgstall vermerkt, auch nicht die gotische Burgkapelle, die als Baudenkmal erhalten geblieben ist. Im Fall der Fürstenfeldbrucker Burgställe wurden zahlreiche Literaturhinweise gegeben, zum Teil längst überholte Aufsätze aus dem letzten Jahrhundert aufgeführt, dagegen